

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Oldenburgische Blätter. 1817-1848 32 (1848)

38 (30.6.1848)

[urn:nbn:de:gbv:45:1-804529](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:45:1-804529)

Oldenburgische Blätter.

N^o 38.

Freitag, den 30. Juni.

1848.

Das Oderbruch und seine Bewohner.

(Aus d. landwirthschaftl. Wochenblatt, herausgegeben von
E. G. Kielmann. 1846. N^o 51.)

(Fortsetzung.)

Wie drückend aber auch die Hofdienste den damit Belasteten waren, und wie hemmend sie sich auch dem Aufblühen der Landescultur entgegenstellten, so waren doch die Königlichen Domainen dadurch noch nicht mit dem nöthigen Bedarf an Arbeitskräften versehen. Deshalb wurden noch eigne Arbeitercolonien angelegt, und der vorhandene Flächenraum wurde so repartirt, daß je auf eine Haushaltung $7\frac{1}{2}$ Morgen kamen; späterhin fand man sich jedoch veranlaßt, diese Haushaltungen zu verdoppeln, jede also mit $3\frac{1}{2}$ Morgen auszustatten. Solche Dörfer bestehen namentlich in der Nähe der Domainen Friedrichsane und Wollup, woselbst gegen 400 Familien ein derartiges Unterkommen fanden; im Ganzen siedelten sich zu jener Zeit an 2000 Familien an den Ufern der Oder an. Diese neuangelegten Ortschaften bevölkerten sich mehrentheils mit verfolgten Protestanten aus den katholischen Donau- und Maingegenden. Keiner von ihnen wurde wegen seines Glaubens belästigt, aber ein Jeder von ihnen mußte nach seiner Weise für des Leibes Nahrung und Nothdurft sorgen. Und das war für Viele von ihnen keine leichte Aufgabe. Manche kamen in einem Zustande hier an, der es ihnen unmöglich machte, die völlige Urbarmachung ihrer Parcellen zu bewerkstelligen, und fehlgeschlagene Hoffnungen ohne große Beschwerde zu verschmerzen. Und man weiß es ja, wie hoch Auswan-

derer gewöhnlich ihre Hoffnung spannen, und wie schwer sie sich in der Wirklichkeit zurechtfinden. Auch hier wurden bald nach ihrer Ankunft Viele enttäuscht, und ehe sie noch völlig eingebürgert waren, verkauften sie ihre Stelle oft um „ein halb Pfund,“ wie man hier noch zu erzählen weiß, und überließen es Anderen, den sumpfigen Boden zu entwässern. Jetzt werden diese Stellen mit 1000 Thalern bezahlt.

Es ist ganz natürlich, daß ein von der Natur mit seltener Fruchtbarkeit ausgestatteter Landstrich in der Crisis die er bei seinem Uebergange von der Wildniß zur Cultur zu überstehen hatte, nicht lange verharren konnte, sondern sie bald und glänzend überwinden mußte. Wenn dennoch das Oderbruch lange Zeit hindurch die Mühe seiner Bebauung nur kärglich lohnte, so lag dieser unerfreulichen Wahrnehmung nicht sowohl ein natürliches Unvermögen, als vielmehr die Ungunst äußerer Verhältnisse zum Grunde. Neben der geringen Ausdauer der ersten Bewohner, aus Armuth und überspannten Erwartungen entsprungen, widerstanden dem Aufblühen der Landescultur besonders die zerstückelte Lage der bäuerlichen Besitzungen und ihre oben erwähnte Belastung mit Hofdiensten. So lange der Bauer zwei Pferde und zwei Dienstboten ausschließlich für die herrschaftliche Domaine halten mußte; so lange er genöthigt war, sein Gut mit großem Aufwande von Zeit und Arbeitskräften in entlegenen Parzellen zu bewirtschaften; so lange konnte der Ertrag der Bauernstellen nur ein geringer sein. Erst als vor 40 und einigen Jahren die Trennung der Bauernstellen von den Domainen bewerkstelligt und die Ablösung der Hofdienste ausgeführt wurde, nahm der Landbau einen überraschend schnellen Aufschwung; der Bauernstand gelangte mit Riesens-



schritten zu seinem jetzigen höchst bedeutenden Wohlstande, und die Vortrefflichkeit jener Maßregeln hat sich wohl nirgends glänzender herausgestellt, als in diesem Landestheile.

Der Boden des Oderbruches besteht aus der werthvollen, oft einige Fuß hoch auf Sand gelagerten Dammerde (Flußmarsch), mit Lehm und Thon, zuweilen auch mit Sand untermischt. Diese Eigenschaft der Ackerkrume, wie sie die Grundbedingung der ausgezeichneten Fruchtbarkeit ist, erschwert die Bearbeitung des Feldes und den Verkehr auf den Landstraßen zu manchen Zeiten auf eine Weise, von der man da, wo man Marsch nicht kennt, kaum einen Begriff hat. Bei anhaltend trockenem Wetter verfestet der Boden in weiten und tiefen Spalten aneinander, und ihn in solchem Zustande zu beackern, wäre vergebliches Bemühen, weshalb auch die Bestellung der Aecker hier stets von der Witterung abhängig ist. Die Landstraßen, im Sommer vollkommene Chauffeen, werden im Herbst und Frühling so grundlos, daß zuweilen vier Pferde große Mühe haben, sich mit einem leeren Wagen durchzuarbeiten.

Ein großes, die Grundstücke sehr entwerthendes Uebel ist die Bodenart, welche hier mit dem Ausdrucke „Schrind“ bezeichnet wird. In trocknen Sommern sieht man durch die Getreidefelder mehr oder weniger breite Streifen sich hinschlängeln, auf denen das Getreide früh geblüht, schwächlich im Stroh und versengt in den Aehren steht. Ist in einem heißen und dürren Jahre ein solches Feld mit Sommerfrucht bestellt, so ist deren gänzlicher Verlust zu befürchten. Der Untergrund dieser Schrindlöcher besteht aus Kies, auf welchem in geringer Stärke die gewöhnliche Ackererde, stark mit Sand gemischt, gelagert ist. Es giebt Güter, die diesen undankbaren Boden in großer Ausdehnung zu bauen haben. Solche Felder, tod und versengt inmitten der üppigsten Vegetation, gewähren einen überaus traurigen Anblick. Nur ein sogenanntes nasses Jahr vermag es, ihnen einen mäßigen Ertrag zu entlocken. Es giebt nur ein Mittel, den Schrind unschädlich zu machen: das Rajolen. Bei der mächtigen Lagerung des Kie- ses ist diese Arbeit aber so kostspielig, daß man fast durchweg darauf verzichtet.

Die hier im Großen angebauten Frucht- gattungen sind: Gerste, Roggen, Weizen, Hafer,

Kartoffeln, Kümmel, Taback, Rübsen und Raps, von denen hauptsächlich Kartoffeln und Gerste die weiteste Ausdehnung gewonnen haben. Die vielen hier schwunghaft betriebenen Brennereien haben zu dem ausgedehnten Kartoffelbau die vorzüglichste Veranlassung gegeben; doch sind jetzt die größeren Grundbesitzer der gewiß sehr richtigen Ansicht, daß sie ihre Kartoffeln durch Viehmastung vortheilhaf- ter verwerthen, als durch Verkauf. Seit Be- gründung einer Zuckersabrik wird in der Nähe derselben auch der Runkelrübenbau in bedeutendem Umfange getrieben; sonst spielt diese Futterpflanze nur eine untergeordnete Rolle.

Die Bewirthschaftungsmethode der Einwoh- ner zeichnet sich dadurch vortheilhaft aus, daß man an keinem Hergebrachten klebt, sondern möglichst nach Gründen zu verfahren sich bestrebt. Die glän- zenden Vorbilder die man an den landwirthschafts- kundigen Domainenpächtern hat, werden mit Nutzen nachgeahmt, und auch der kleinste Besitzer bear- beitet mit Nachdenken und Ueberlegung seine Scholle Landes. Im Allgemeinen ist auf den größeren Wirthschaften ein sechsjähriger, auf den kleineren ein dreijähriger Turnus eingeführt, versteht sich, ohne Brache. Selbst zum Rübsen wird, da er nicht den Werth einer doppelten Erndte hat, nicht gebracht, mit Ausnahme der Domainen jedoch, denen für ihre Schafheerden ein Brachfeld Be- dürfnis ist. Die hier übliche Dreifelderwirthschaft, mit den drei Hauptfruchtgattungen: Kartoffeln (gedüngt), Gerste und Roggen, scheint den üblen Ruf nicht zu verdienen, in welchem anderwärts diese Wirthschaftseinteilung steht. Sie ist den hiesigen Verhältnissen ganz entsprechend. Bei dem gänzlichen Mangel an Wiesen muß der Landwirth streben, einen möglichst hohen Strohgewinn zu er- zielen, da dieses nicht nur das alleinige Streu- material, sondern auch einen erheblichen Theil des Rindviehfutters bildet. Man sieht ein, daß dieser Zweck vollkommen erreicht wird, wenn zwei Drittheile einer Bodensfläche mit Halmfrüchten be- standen sind. Kartoffeln werden dadurch freilich über den Bedarf gewonnen; da aber der Preis derselben sich fast nie unter 5 Rth. pro Wispel *),

*) Ein Wispel hat 24 Scheffel, ein Scheffel 2741 Kr. Cubikfuß, also etwa 57½ Dbd. Scheffel.

sehr oft aber bedeutend höher stellt, so wirft auch diese noch immer einen bedeutenden Reinertrag ab. Der Ertrag des Bodens mittlerer Qualität kommt durchschnittlich auf 4 Wöpl. Kartoffeln, 1 Wöpl. Gerste und 18 Scheffel Roggen vom Morgen.

Die Viehzucht steht zu der Blüthe des Landbaus nicht im Verhältnis. Schweinezucht findet fast gar nicht Statt, Gänsezucht wenig, Rindviehzucht nicht einmal für das Bedürfnis ausreichend. Polen liefert uns seine Schweine, Schlessen seine Ochsen, benachbarte Höhebewohner liefern uns Gänse und nachdem wir dieses Alles gemästet, schickt uns Berlin einige Scherlein seines Geldüberflusses. Berlin und das Oderbruch sind jetzt so aneinander gefettet, daß sie sich fast nicht mehr entbehren können: das Oderbruch ist die Speisekammer Berlins, Berlin die Münzstätte des Oderbruchs.

Die Bewohner des Oderbruchs, obgleich ehedem aus aller Herren Ländern zusammengeströmt, haben sich in Sprache, Sitten und Gebräuchen den vorgefundenen Inländern längst gleichgestellt. Ursprünglich Eingewanderte sind wohl nicht mehr vorhanden, ihre Kinder und Enkel aber genießen mit Behaglichkeit die reichen Früchte der vorelterlichen Sorgen und Mühen. Sie sind ein kräftiger, energischer Menschenschlag, gesund und wohlgenährt, rüstigen Körpers und geweckten Geistes. Ihre Umgangssprache ist ein etwas rauher, plattdeutscher Dialect; und wie die Sprache nochwendigerweise der getreue Ausdruck des innern Denkens und Empfindens ist, so läßt sich den Bewohnern des Oderbruchs eine gewisse unangehmer berührende Derbheit, die zuweilen an Rohheit streift, nicht absprechen. Doch haben namentlich die Wohlhabenden äußere Polirung genug, um hinter einer vortheilhaften Außenseite manche Mängel des Innern zu verbergen. Für den Fremden bedarf es längere Zeit, um sich hier heimisch zu fühlen und seine Umgebungen richtig zu würdigen.

(Schluß folgt.)

Die Blattläuse.

(Aus der Pflanzen-Pathologie von Meyen, herausgeb. von Rees v. Esenbeck.)
(Fortsetzung u. Schluß.)

Die Rosenblattlaus (*Aphis rosae* L.) ist Blumenfreunden gewiß nicht unbekannt; die Kohlblattlaus macht unsere Kohlarten oft fast ungenießbar; die Schneeball-Blattlaus entstellt die jungen Blätter des Schneeballs und gibt ihnen durch die schwarze Farbe ein unangenehmes Ansehen. Die gekräuselten Blätter des Johannisbeerstrauchs sind auf der untern Fläche mehr oder weniger dick mit der Johannisbeer-Blattlaus bedeckt, auch die schönen Nelken haben ihre eigenen Art von Blattläusen u. s. w.

Erfreulicher als diese Mittheilungen ist es wohl den Garten- und Blumenfreunden, wenn man ihnen ein Radicalmittel gegen die Blattläuse angeben kann; denn nur zu häufig nehmen sie Ueberhand, ungeachtet man die größte Sorgfalt auf das Absuchen derselben verwendet. An kleinen Topf- und Stuben-Gewächsen ist es allerdings nicht schwer, die Blattläuse zu vertilgen und ihre Wiederkehr zu erschweren, an größeren Bäumen und Sträuchern aber, die im Freien stehen, ist es oft ganz unmöglich, wirksam gegen sie einzuschreiten. An kleinen Stuben- und Treibhaus-Gewächsen muß man zur Winterszeit die Eier auffuchen und zerstören; diese Eier sitzen gewöhnlich in den Achseln der Nester und Zweige, an der Rinde und hinter den Knospen in den Ritzen der Rinde u. s. w. Sie sind schwarz, hart und glänzend, und lassen sich am besten mit einem steifen Pinsel abreiben. Haben sich die Blattläuse aber schon in großer Anzahl über die Pflanzen verbreitet, so muß man versuchen, dieselben durch starken Tabacksrauch zu tödten; ein einmaliges Anblasen des Tabacksrauchs, wie es bei Stuben-Gewächsen so häufig angewendet wird, pflegt nicht zu helfen, sondern man muß die Gewächse in einem besondern, gut verschlossenen Raum, z. B. in einen Treibkasten, in ein Treibhaus u. dgl. stellen, und diesen Raum mit starkem Tabacksdampfe füllen. Die Practiker schlagen vor, auf einen Raum von einer Cubitruhe $1\frac{1}{2}$ Pf. Taback auf Kohlen gestrent anzuwenden. Man bedient sich hierzu natürlich des



schlechtesten Tabacks und bläset das Feuer mit einem Blasebalg an. Man hat auch besondere Instrumente angegeben, durch welche der Taback in die geschlossenen Räume getrieben wird, und unter diesen zeichnet sich das patentirte neuere englische, sehr vortheilhaft aus. Dasselbe ist in den königl. Gärten in Berlin im Gebrauch, und man kann damit den Tabacksdampf durch die kleinste Oeffnung in das Innere der Treibkasten führen, wo die Tödtung der Blattläuse oft sehr nöthig ist. Der Tabacksdampf in verschlossenen Räumen ist noch immer als das wirksamste Mittel gegen die Blattläuse anzusehen. Man hat den Taback auch in anderer Form gegen dieselben angewendet, aber es ist nicht so leicht den Thieren beizukommen, da sie meistens auf der untern Fläche der Blätter sitzen. So empfiehlt man, des Morgens nach gefallenem Thau die Pflanzen mit pulverisirtem Taback zu bestreuen, oder auch dieselben mit einer Abkochung von Taback zu waschen oder zu bespritzen. Sind die Topfgewächse klein, so kann man sie in eine solche Abkochung von Taback eintauchen und erreicht dann sicherlich seinen Zweck. Alle die Pflanzen bei denen Taback gegen die Blattläuse angewendet wurde, nehmen jedoch den Tabacksgeschmack an, der erst nach mehrmaligem Bespritzen mit Wasser verschwindet. Aus diesem Grunde ist das Räuchern mit Taback besonders bei solchen Pflanzen, deren Früchte bald zur Reife kommen, nicht sehr zu empfehlen.

Als ein anderes, ziemlich wirksames Mittel gegen die Blattläuse ist das Bestreuen der Gewächse mit pulverisirtem ägenden Kalk anzuzuführen; es muß indessen mehrmals wiederholt und dabei der Kalkstaub soviel wie möglich gegen die untere Fläche der Blätter geworfen werden.

Dagegen hüte man sich, die beiden so häufig anempfohlenen Räucherungen der Pflanzen in verschlossenen Räumen mit Schwefel vorzunehmen, denn, wird diese Operation zweckmäßig ausgeführt, so werden die ganzen Pflanzen, oder wenigstens diejenigen Theile derselben, welche schwefelichte Säure einzuathmen erhielten, sicherlich in ganz kurzer Zeit getödtet.

Die Blattläuse haben aber auch unter den

Insecten eine Menge von Feinden. Als die eifrigsten Blattlaus-Vertilger sind die Larven der Coccinellen (Sonnenkäfer, Sonnenlücken, Sonnenkatrine) anzusehen; Bouché empfiehlt dieselben sogar als ein unfehlbares Mittel. Setzt man dieselben auf die mit Blattläusen befallenen Pflanzen, so räumen sie alsbald auf. Hartig hat in seinem forstlichen Conversationslexicon noch viele andere Feinde der Blattläuse aufgeführt, und darüber eigene und sehr schöne Beobachtungen angestellt.

Schließlich ist hier auch noch der sogenannten Läusefucht (Phthiriasis) zu gedenken, unter welchem Namen man eine Krankheit versteht, in der die ganze Pflanze mit kleinen Insecten bedeckt ist, welche die Säfte aussaugen, die Ausdünstung unterdrücken, und die Entwicklung der Theile verhindern. Verschiedene Schriftsteller, welche über Pflanzen-Krankheiten geschrieben haben, sind wirklich der Meinung, daß ein besonderer Krankheitszustand der Pflanzen das Auftreten der Blattläuse und anderer kleiner Insecten herbeiführe, daß überhaupt nur kränkliche Pflanzen von Blattläusen befallen würden, und ausgezeichnete practische Gärtner haben als ein vorzügliches Mittel gegen die Blattläuse anempfohlen, daß man die Pflanzen in kräftigem Wachsthum erhalten solle. Es scheint mir indessen nach Allem, was ich in dieser Hinsicht in freier Natur, wie in den Gewächshäusern gesehen habe, daß eine solche besondere Krankheit, durch welche die Blattläuse herbeigeführt werden, wohl nicht vorhanden ist, sondern daß die Blattläuse gesunde und kranke Pflanzen befallen, aber immer nur solche, welche ein zartes Laub haben. Es ist aber, wenn man besonders darauf achtet, gar nicht schwer zu erkennen, daß Pflanzen mit zarten Blättern, wie z. B. die Rosen, wenn sie stark mit Blattläusen bedeckt sind, sehr bald ein krankes Ansehen bekommen: die Blätter werden gelblich, schlaff und fallen sogar ganz ab. Hier waren aber die Blattläuse nicht etwa durch diese Krankheit herbeigeführt, sondern der kränkelnde Zustand der Pflanzen ward durch die Blattläuse verursacht, indem sie durch ihren Honigsaft die Ausdünstung der Blätter u. s. w. unterdrückten.

Die Oldenburgischen Blätter erscheinen wöchentlich zwei Mal in zwei halben Bogen und werden am Dienstag und Freitag ausgegeben. Der bei der Bestellung zu entrichtende Preis beträgt 1 $\frac{1}{2}$ Rthl. Courant, wofür das Blatt durch alle Postämter des Herzogthums ohne Aufschlag bezogen werden kann.